



Regyelem! Regyelem!

Von Paul Keri.

(Schluß.)

Aber wie die Minuten und Viertelstunden vergehen, wird der Arme immer aufgeregter, und die Todesfurcht wird feiner immer mehr und mehr Herr. Gerade dieser große, wilde Lebensdrang macht mir noch verzweifelter. Immer entsetzlicher, verzweifelter wird sein Schreien, als er sieht, daß keine Hoffnung auf Hilfe vergeblich ist. Leute, laßt mich nicht im Stich! ... Ich will nicht sterben! ... Laßt mich nicht im Stich, Leute! ... Die Leute aber unterhalten sich angesichts dieser vergeblichen Anstrengungen. Ein kleines Schauspiel in der Eintönigkeit des Kasernenlebens. Dieser deklamierende, sich wehende Todeskandidat ist ihnen nur eine Seltsamkeit, für die sie Neugier übrig haben, sonst nichts. Rohe Scherze werden laut. Am Fuße des Hügel reicht ihm einer aus den ersten Reihen einen Kolben Kukuruz hinauf. Alles lacht. Den Bäuerinnen, die mehrere Röcke übereinander tragen, helfen höfliche Hände auf das geschichtete Holz oder auf leere Wagen hinauf, damit sie besser sehen können. Die Frauen kreischen und quietschen. Gleich kriecht er einen Kukuruz, den du nicht beißen kannst! ruft geistreich ein Soldat hinauf. Den dort oben aber ergreift die Verzweiflung immer stärker. Seine Augen treten aus den Höhlen, sein Antlitz wird erdsarben, er schreit immer lauter, oft auch schon sinnlose Worte: Ich will nicht sterben! ... Sterben! ... Und da er schon nicht mehr bei Ihnen ist, beginnt schließlich der Trauergesang, das grauenhafte Abschiedswort dieses besessenen Lebensfanatikers, das seither unvergänglich, für immer mir im Ohr lebt. Kein anderes Wort ruft er mehr, nur dieses eine, aus vollem Hals, mit verdrehten Augenzugeln: Regyelem! ... Regyelem! ... (Grade! Gradel) Dieses eine Wort flattert dahin über den schwitzen, vollen, sinkenden, von Kukuruzkolben und Melonenschalen überfüllten Kasernenhof, schwebt, flattert durch die Luft, grauerregender wie ein gräßlicher Vogel, der das Sonnenlicht verschlingt! ... Der Unglückliche läuft innerhalb des breiten Kreises der Soldaten hin und her wie ein Wolf im Käfig des Tiergartens. Der an ihn gefesselte andere versucht zu widerstehen, spricht auch still auf ihn ein, aber der zerrt ihn nur weiter mit sich. Schließlich fügt sich der Kleine, läuft mit gesenktem Kopf ihm nach, hin und her.

Ich kann nicht sagen, was grauenvoller war, diese vollkommene apathische Gleichgültigkeit oder das laute Aufbäumen des an ihn gefesselten Lebens... Niemand unterbricht mehr das Schreien, niemand kümmert sich um den Deklamierenden, nur der weiße Ordensgeistliche ruft ihm einmal, als er den schlafraubenden, ewigen Ruf im Munde, an ihm vorbeirast, zu: Schämten Sie sich nicht? ... Und dieses brüllende Wort „Regyelem! ... Regyelem!“ erfüllt unablässig den Kasernenhof. Die Kaserne knabbert Kukuruz und macht Wihe... Wunderlich ist der Weg der Massenseele. Dieses Volk, das jetzt hier so gleichgültig, verstockt, so böseartig träge ist, wird in einigen Wochen plötzlich zusammenschauern und mit einem Ruck alle abschütteln, die ihm im Gesicht sitzen. Wo war damals, in jenem Kasernenhof, diese Kraft... In den Tagen der Revolution dachte ich viel an den Pester Plattenbruder, der sich so zäh um sein Leben schlug. Wie recht hatte er in seinem intelligenten Instinkt, diese Niedertracht nicht als unabwendbares Schicksal hinzunehmen. Wie recht hatte er, als er fühlte, daß dieses ganze Grauen seinem Ende zugehe. Wie vielen seiner Gefährten begegnete ich später, die die Revolution aus den militärischen Gefängnissen knapp vor der Hinrichtung befreit hatte!

... Mit einem Male teilt sich die Masse der Soldaten und Markweiber. Ein Trupp Soldaten wird auf den Hügel hinaufgeführt. Sie sehen noch elender aus als die übrigen; auf ihren Antlitzern die Bleifarbe der Kerkerluft, auf ihren schmutzigen Wulsen born und hinten mit Stahl gezeichnete Kreise, Kreuz und quer durchstrichen; das sind die Gebrandmarkten, die wegen wiederholter Desertion Eingesperrten. Sie werden hergeführt, damit sie die Hinrichtung mit ansehen. Diese sind nicht gleichgültig! Entsetzt blinzeln sie hinauf, woher ihnen als Willkommenruß das Gebrüll entgegenklingt: Regyelem! ... Regyelem! ... Der verblühte Kasernenhof ist auf diese Unglücklichen gar nicht neugierig. Niemand kümmert sich um sie... Das Empörendste an der Sache ist nicht ihr Schrecken, sondern ihr Ekel. Die ganze Verkommenheit der Monarchie, ihre völlige Verwahrlosung schreit aus allem Schmutz dieser Kaserne, aus jedem einzelnen Kukuruzstoben, aus aller Armut und Diszi-

plinlosigkeit. Und obwohl es offenbar zu Ende mit ihr ist, mordet sie noch immer, mordet auf diese unbeholfen ekelhafte Art: der Leichnam stinkt schon und vergiftet das Leben rundum. Na, aber, da erscheint auch die instakte Monarchie. Unter lautem Tuten und Rattieren fährt ein korrekt plüschgrün angestrichenes offenes Lastautomobil ein, darauf die Hinrichtungsabteilung. Diese Leute stammen aus einem anderen Land, einer anderen Welt. Gut genährte, heitere, in funkelnagelneue, ihnen auf den Leib geschnittene Uniformen gekleidete Bosniaken. Zwischen den Knien halten sie das Gewehr. Ihr Kommandant, ein Feldwebel, steht im Vordergrund des Autos. Nie werde ich dieses Gesicht vergessen. Wo immer ich ihm begegnete, würde ich es augenblicklich erkennen. Kein Zufall, daß der da der Feldwebel der Hinrichtungsabteilung ist. Die österreichisch-ungarische Monarchie hat ihn sich gut ausgesucht. Eine furchterregende Gestalt. Ueber seinem blattennarbigem, verbrauchtem Gesicht, keinem aufgewirbelten dicken schwarzen Schnurrbart sitzt, auf die Seite geschoben, der graue Fes. Auch sonst funkeln seine Wildschweinaugen, aber jetzt tun sie absichtlich noch ein Uebriges. Unbeweglich sieht seine gedrungene athletische Gestalt im Auto, während die Soldaten der Reihe nach herunterklettern. Offenbar hat auch er das Bewußtsein seiner Wichtigkeit... Ich blide nach dem Hügel; richtig, dort steht noch reglos der schöne weiße Ordensbruder, und die beiden zusammengekettenen Gestalten rasen noch immer auf und ab im Kreis der Soldaten, und noch immer schallt der irrsinnige Ruf herab: Regyelem! ... Regyelem! ... Es dauert nicht mehr lange. Der Kreis dort oben gerät in Bewegung, nimmt die Geistlichen und die beiden gefesselten in die Mitte und setzt sich in Gang, als zöge der gräßliche Vogel, der markerschütternde Schrei „Regyelem! Regyelem!“ den ganzen Zug nach sich. Bald hat die lange, flache Scheune sie alle verschlungen, die Opfer, die mit Stahl gebrandmarkten Deserture, die Hinrichtungsabteilung, die Auditoren mit den goldenen Krügen, die, ihre Ätzen unter dem Arm, wichtignerisch auf die Scheune zugehen und so viele Soldaten vom Kasernenhof, die alle noch ihren gelochten Kukuruz in der Hand hatten, als sich nur

Hinzubringen vermögen. Ich versuche vom Tor aus den Kopf hineinzusteden. Aber drinnen verschwindet die Waffe im tiefen Saldunkel. Und mit verändertem Klang donnern die Wände des Dunkels den Ruf zurück: Stehelem! ... Stehelem! ... Wie lange dauerte das Ganze? Lange. Nachher sagte man mir, der Unglückliche habe den Kampf bis zum letzten Augenblick nicht aufgegeben. Man hatte viel zu tun, ihn wiederzuschießen. Ich hörte nur seinen Ruf, den unablässigen: Stehelem! Stehelem! Es verlang erst, als die Menge herausströmte. Alle kamen sie wach heran, als flüchteten sie. Zuerst die Kulturzeffenden Soldaten, dann die Auditoren

mit den goldenen Krügen und den Ätten. Totenbläß bestiegen sie das ihrer harrende Automobil. Dann kam der Trupp der mit Kalk beschmiereten Deserteure. Auch auf ihren erstarrten, entsetzten Gesichtern lag Leichenblässe. Einer von ihnen, ein junger Mann mit einer Brille, hielt vor das Gesicht ein Taschentuch, in das er erbrochen hatte. Noch immer schüttelte ihn der Brechreiz bei jedem Schritt. Einen anderen trugen an Schultern und Beinen seine Kameraden heraus, und sein Kopf hing ohnmächtig herab. Nachdem das Volk sich zerstreut hatte, fand ich hinter der jenseitigen Wand der Scheune auf dem Gras die beiden Hingerichteten. Sie waren

nicht mehr aneinandergesesselt, lagen nur so nebeneinander auf dem Gesicht. Am Hinterkopf sah ich die rotgeränderten Löcher, aus denen etwas Blut über das Haar hinabgeflossen war. Nicht einmal ein Wächter stand bei ihnen.

... Wenige Wochen später hatte Michael Katolzi seine Verhandlungen wegen Konstituierung des Nationalrates begonnen, und ein mir bekannter Reserveoffizier des Budapest 32. Infanterieregiments kam zu mir, ich möge ihn zu Kunsti führen, denn die Stimmung in der Pesther Garnison sei aufrührerisch geworden... Die Vorbereitung der Oktoberrevolution hatte begonnen.

König und Bauer.

Als der König zog zum Kriege,
Spielten Pauken und die Zinken
Ihm zur Rechten, ihm zur Linken,
Ihm zur Freude, ihm zum Siege...

Als der Bauer zog zum Seere,
Brauste auf die weite See
Und der Felder goldne Aehre
Ihm zur Sehnsucht, ihm zum Leide...

Und im Kriege gibts Granaten,
Menschen fallen wie die Saaten,
Und die Könige Ruhm erwerben
Und in Rudeln Bauern sterben.

Fahnen flattern adlerträchtig,
Kreuze knistern an der Mauer...
Eine Kugel traf den Bauer
Und der König fühlt sich prächtig...

Bei dem Einzug durch die Tore
Kam das Vorkriegsrot entgegen,
Sloken rühmten rings im Chöre
Ihn, den größten der Strategen.

Als man grub ein Loch dem Bauer,
Braust es in den weiten Wäldern,
Und im Glockenton der Trauer
Sanaen Lilien in den Feldern...

Maria Konopnicka.
(Aus dem Polnischen.)

Was der Eiszeitmensch sammelte.

Die verschiedenen Funde aus den Ablagerungsschichten der Eiszeit haben nicht nur in das Alltagsleben, sondern auch in die Kultur der Eiszeitmenschen manchen Einblick gegeben. Man sieht an ihnen, daß die Menschen jener Zeit schon einen ziemlich entwickelten Schönheitssinn besaßen, den sie zu befriedigenden suchten, indem sie selbst die Geräte ihres täglichen Gebrauchs mit Zeichnungen schmückten und sogar die Wände der Höhlen, in denen sie lebten, farbig bemalten und mit einfachen Reliefs versehen. Nach den Ausführungen Professor Kaisers waren die Eiszeitmenschen auch eifrige Sammler von Naturgegenständen, die dann hauptsächlich zum Schmuck der Toten, wie überhaupt als Grabbeigaben verwendet wurden.

Der Aurignacensis zum Beispiel, der in der ersten Hälfte der letzten Eiszeit lebte und in seiner „Kultur“ dem Neandertaler schon ziemlich weit überlegen war, war ein Sammler von Haisfischzähnen, die er, ebenso wie gewisse Muschelschalen von Rassa- und Vithorinarten, nachdem er sie durchbohrt hatte, zu Schmuckstücken verarbeitete. An diesen Schmuckstücken kann man auch erkennen, wie weite Wanderungen die Menschen damals unternahmen, denn die Vithorinamuschel lebt nur im

Atlantischen Ozean, während die Rassaarten nur im Mittelmeer vorkommen. Die Muschelsammler scheinen demnach ihre Sammelvorräte auch auf ihren Wanderungen, die sie über die halbe Erde führten, mitgenommen zu haben. Auch in deutschen Funden aus der Magdalenenperiode fand man Muscheln aus dem Mittelmeer, so beispielsweise in der Schwäbischen Alb, in Bayern, Oesterreich und der Schweiz. Große Sammlungen von Tierzähnen fand man ferner als Beigabe in Gräbern bei Nordlingen, die aus der letzten Eiszeit stammten; sie bestanden aus mehr als 200 Hirschzähnen, etwa 50 Flußmuscheln und 160 Muscheln, die aus dem ungefähr 30 Kilometer von der Fundstätte entfernten tertiären Süßwasserlakt von Steinheim stammten. Außerdem befanden sich in der gleichen Grabstätte noch mehr als 4000 durchbohrte Vitoglyphenmuscheln, die um diese Zeit aber in Süddeutschland überhaupt nicht, dagegen in Ungarn vorkamen. Es ist daher nicht unmöglich, daß ein Eiszeitmuschelsammler auf seiner Wanderung durch Ungarn die Muscheln fand, sammelte und schließlich mit sich nahm, bis er sie endlich als Grabbeigabe — wohl für einen Angehörigen — verwendete.

Auch Mineralien sammelte der Eiszeitmensch, namentlich dann, wenn sie metallisch glänzten oder farbig schillerten; daneben scheint er aber auch schon Freude an — Fossilien gehabt zu haben, denn so früh er auch lebte, so gab es doch auch damals schon verfeinerte Lebewesen in Hülle und Fülle. So fand man zum Beispiel in einer Schweizer Fundstätte Sammlungen von Ammoniten, Seeesternen, Seeegeln, wie auch versteinerte Muscheln und dergleichen, die vermutlich im Juragebirge gesammelt worden waren. Aus der Aurignacperiode stammen weiterhin die wertvollen Funde, die man seinerzeit bei Mentone in den Grimaldigrotten machte und die Tausende von durchbohrten Muscheln lieferten. Dort fand man auch eine Halskette, hergestellt aus zwei Reihen einzelner Fischwirbel und einer Reihe Muscheln, in die in kleinen Abständen Hirschzähne eingefügt waren. Jedenfalls sammelten die Eiszeitmenschen, was sie an schönen Naturgegenständen fanden, und führten ihre Sammlungen dann auch auf ihren Wanderungen mit sich, um sie jeweils zu ihren Zwecken verwenden zu können.

Panaït Istrati.

In Nizza, wo die sorglos-heiter genießende Lebensfreude anderer schon so manchem Verzweifelter den Tod als letzte Hoffnung wies, durchschnitt sich 1921 ein Vagabund die Gurgel. Panaït Istrati hieß er, und es war ein buntes Leben, auf das er verzichten wollte:

Der Vater ein griechischer Schmuggler,

die Mutter Rumänin — kein Wunder, daß heißes Vagabundenblut ihm in den Adern tobte. Mit zwölf Jahren zwang es ihn fort aus der Heimatstadt Braïla, hinaus in die lodende Welt. Unerfättliche, rastlose Gier nach Erleben — Menschen erleben! — trieb ihn durch die Länder des Balkan, Kleinasien, Aegypten, Südeuropa, unster und ruhelos gehebt von inneren Energien, immer hin und her, 25 Jahre lang. Ins Joch aller nur möglichen „Berufe“ spannte ihn der Hunger: Küchenbäcker und Schiffsjunge, Auktreicher, Kellner, Schlosser, Photograph... Eine Zeilang beteiligte er sich an revolutionären Bewegungen des Orients.

Dem Können der Ärzte gelang es, seine Flucht ins Nichts zu vereiteln. Damals lernte ihn Romain Rolland kennen, wurde später sein Freund. Er bestimmte Istrati, Erlebnisse und Ergebnisse seines Ahasverbases im Wort zu gestalten.

Der erste Band dieses breit angelegten Werkes erschien bei Kütten u. Roening in Frankfurt a. M. unter dem Titel „Kyra Kyralina. Aus den Geschichten des Adrian Zograffi.“ Rolland schrieb ihm ein kurzes Vorwort, die recht flüssige Uebersetzung stammt von O. R. Sylvestor.

Das Schicksal des Jahrmarktsgaullers Stavro-Isboranu schildert dieser Band. Der junge Zograffi (so nennt sich Istrati hier) begleitet den löstlichen Taugenichts Stavro zum Jahrmarktsummel in ein rumänisches Dorf. Unterwegs, beim Uebernachten, versucht Stavro eine zwar sehr zärtliche, aber sexuelle Attake auf Zograffi. Jedoch der dritte Reisegefährte läßt sich darob mit Stavro in einen heftigen und handgreiflichen Streit ein — und die Situation endet in Peinlichkeit.

Sie wird Anlaß und Ursache, daß Stavro aus seinem Leben erzählt: Wie er in seiner Dummheit sich als Homosexueller verheiratete — und welsch grausam-tragisches Ende seine Ehe finden mußte. Die Kinderjahre in dem abenteuerlichen Hause seiner Mutter träumt er sich zurück, all die entsetzlichen Einzelheiten, als seine Schwester Kyra Kyralina entführt wurde. Er hing sehr an ihr, und zog aus, sie zu suchen. Er fand sie nicht, aber er fand nach mancher bitteren Enttäuschung einen Freund, der ihn den Glauben an die Menschheit wieder gab, Dragomir, seinen Freund...

Die farbenfrohe Blut des Orients ist in diesen Geschichten lebendig, eine Fülle Gestalten und Geschehnisse sind in die Handlung verwoben, die temperamentvoll, oft jäh überraschend vorwärtsdringt. Keine Spur von jener edel-verschöndelten Langeweile, durch die die meisten orientalischen Autoren den europäischen Leser einschläfern. Auch nicht die andauernd hintereisende Aufdringlichkeit europäischer Reiseberichte: „Seht, das ist garantiert echter Orient! Stammen Bedingung.“ —

Holland hat diesen Dichter des orientalischen Proletariats als Wort des Balkans bezeichnet, nicht unberechtigt, halten die weiteren Geschichten des Bograffi, was der erste Band verspricht. Gütige Fügung des Schicksals, daß „der Menschenfischer von Billeneube den Bogobunden Istrati aus den tiefen Waf-

fern des sozialen Ozeans abgefischt hat“. Ein niederträchtiger Zufall könnte ihn sonst vielleicht doch einmal nach Bayern führen, und dort würde man ihn als „Arbeitscheuen und staatsgefährlichen Landfahrer“ auf ein paar Jahre ins Gefängnis sperren. Daher auch der Name Kulturvolf. Bruno Vogel.

Pariser Sorbonne im Jahre 1348 eine deutsche Universität gestiftet und seine Residenz um einen schönen und für damalige Begriffe weiträumigen Teil, die Neustadt, vergrößert. Und die Brücke, die die Königin aller Brücken geblieben ist, namentlich nach dem Verschwinden von Pöppelmanns Augustusbrücke in Dresden, die Karlsbrücke, ist sein Werk und von den Architekten des Beitedoms ausgeführt worden. Noch heute steht sie mit ihren alten Brückentürmen, die den Bomben Friedrichs II. getrotzt haben, und noch heute steht, nach dem Vorbild des Altstädter Brückenturms erbaut, der Pulverturm mitten in der Stadt. Es gibt keine kostlicheren Denkmäler der Profangotik: reich und blühend und doch massiv künden sie von einer Zeit, die fruchtbar war an künstlerischen Gedanken wie wenige. Selbst der französische Königshof, an dem Karl erzogen war, konnte sich mit dem böhmischen nicht messen. Zur Tale der Beraun, südwestlich von der Hauptstadt, mußte ihm der Meister von Arras eine Königsburg errichten, zu der die Schilderungen von der Grafsburg als Vorbild dienten und das Papstschloß in Avignon. Das köstliche Kleinod aber in dieser Burg Karlstein sind drei Kapellen, von denen eine, dem heiligen Kreuz geweiht, oben im höchsten Turm hinter vier Meter dicken Mauern, an ihren Gewölben mit Gold überzogen ist wie die Zarengemächer im Moskauer Kreml, während die Wände unterhalb der Ahnenbilder aus böhmischen Halbedelsteinen bestehen.

Doch nicht allein die fast asiatische Pracht dieser Kapelle macht ihren Ruhm aus, sondern ihre kunstgeschichtliche Wert, der in den Wandmalereien beruht. Karl IV. hat nichts Größeres vollbracht als die Begründung einer Malerschule, die das Werk des größten Italieners, des Giotto, nach Mitteleuropa verpflanzte. Ein Meister aus Oberitalien, Thomas von Modena, war das Haupt der Prager Schule, und Nikolaus Wurmser von Straßburg und Theodorich von Prag waren seine Schüler und Fortsetzer. Die primitiven Werke von Köln und Westfalen, die uns aus dem späten Jahrhundert geblieben sind, müssen irgendwie mit der Prager Schule zusammenhängen, denn nur über diese Brücke ist die Tafelmalerei aus dem Süden zu uns gelangt.

So sehen wir, aus welchen Quellen die spätgotische, böhmische Kultur gespeist war: aus französischen, süddeutschen und italienischer. Karl IV., den sein Volk verehrt hat wie die Araber den Harun al Raschid — hat er nicht in einem Hungerjahr als „Notstandsarbeit“ oberhalb von Prag durch Arbeitslose die „Hungermauer“ auführen lassen? —, kannte die italienische Kultur der Renaissance ebenfalls von mehrfachen Italienreisen und war ein persönlicher Freund und Gönner des Boccaccio; denn Petrarca ließ er nach Prag berufen an seine Hochschule wie den Meister Angelo di Firenze, der ihm den ersten botanischen Garten nördlich der Alpen anlegen mußte. Die Hussitenstürme haben dann im 15. Jahrhundert fürchtbar ausgeräumt unter Karls Kunstschöpfung. Aber noch die Reste, zu denen die kleine eiserne Reiterstatue eines heiligen Georg im Hofe des Grabstein gehört, sind imposant und zeugen für die Größe einer Epoche, die stark genug war, die Elemente dreier Kulturen zu einer neuen Harmonie zusammenzuschweißen.

Hermann Sieber. 7

Das mittelalterliche Prag.

Es dürfte in ganz Europa keine Stadt geben, die in ihren Bauwerken so viele Aufschlüsse über die deutsche Geschichte gibt wie Prag. Gerade weil Böhmen von jeher Grenzmark nach dem Osten hin gewesen ist, hat sich hier das deutsche Wesen besonders scharf herauskristallisiert. Im Wettbewerb mit slawischer Eigenart mußte es sich behaupten und durchsetzen. Man gesteht angesichts des Prager Stadtbildes, das ein so vielgereifter Mann wie Alexander von Humboldt unter die vier schönsten Städte der Welt rechnet, daß dies überraschend gut gelungen ist. Trotzdem werden nur bornierte Nationalisten daraus Kapital schlagen können in bezug auf die „Genese der Welt“. Denn das Mittelalter kennt nicht die engen völkischen Schranken, mit denen die kapitalistischen Staaten des 19. Jahrhunderts sich abgeschlossen — im Widerspruch zu der Weltwirtschaft, an der sie doch alle teilzuhaben suchen —, sondern es wird beherrscht von der Universalidee der römischen Kirche.

Es ist eine Mischkultur, die an der Moldau aufblüht. Das slawische Element hat am wenigsten Anteil daran, wiewohl der Name der Stadt, so gut wie der der meisten ober-sächsischen Orte slawischen Ursprungs ist und von derselben Wurzel abgeleitet wie die Namen, die in Bayern auf „Reute“ oder „Reuth“, in Niedersachsen auf „Rode“ endigen und „Rodung“ bedeuten. Aus der Zeit, die am Rhein und an den Abhängen des Harzes so köstliche Denkmäler geschaffen hat, wie die Dome von Mainz, Worms und Speyer, die Kirchen von Köln, von Hildesheim und Braunschweig, ist zwar nichts Bedeutendes in Prag erhalten. Die St. Georgenkirche auf dem Gradschin, eine oder die andre Rundkapelle, in altem Gemäuer versteckt, erinnert an die Zeit, in der die Stadt Bistum geworden ist. Erst nach Karl dem Großen war von Deutschland aus Böhmen dem Christentum gewonnen worden, und wenn auch schon im 11. Jahrhundert deutsche Kaufleute in Prag ansässig waren, so ist von ihrem kulturellen Einfluß doch noch wenig zu spüren. Die Gotik hat, um in den östlichen Marken heimisch zu werden, länger gebraucht als in Westdeutschland.

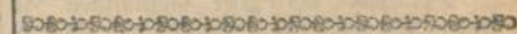
Erst die Spätgotik ist — neben dem Barock — der maßgebende Prager Baustil geworden. Die Dynastie der Luxemburger, die im Jahre 1310 mit König Johann den Thron bestieg, hat sich um die böhmische Kultur die größten Verdienste erworben. Das Land ist fruchtbar und reich an Silbererzen, an vielbefahrenen Handelsstraßen gelegen. Es umfaßte eine viel größere Bodenschätze als heute, denn es begriff einen großen Teil der fränkischen Lande mit ein und reichte bis nahe an den Nürnberger Stadtbann heran. Die Einkünfte dieses Königreiches mußten gewaltig gewesen sein. Johanns von Böhmen Sohn Karl, als deutscher Kaiser Karl IV., der von 1346 bis 1378 regiert hat, zog Böhmen allen andern Kronländern vor. Dieser ungewöhnlich begabte Fürst hat die Mark Brandenburg erworben — wofür ihn Wilhelm II. mit einem Denkmal in der Siegesallee gestraft hat — und er hat viel für Im-

germünde getan. Er hatte auch eine große Liebe für Nürnberg, wo er im Jahre 1356 die berühmte „Goldene Bulle“ erließ, um die Rechte der Kurfürsten festzusetzen. Und tatsächlich wird, wer Nürnberg kennt, in der Prager Altstadt auf Schritt und Tritt an die Stadt an der Pegnitz erinnert. Der Altstadtring mit der doppel-türmigen Teynkirche, die mächtig über das vorgelagerte Schulgebäude emporragt, hat viel vom Nürnberger Marktplatz.

„Teynschule“ und „Teynkirche“ bezeichnen etwas Abgezäuntes. Der Hof dahinter heißt noch heute, trotzdem das Deutsche überall ausgebreitet ist in der tschechoslowakischen Hauptstadt, „Angeld“. Hier besand sich im Mittelalter der Zollstapel der deutschen Kaufleute, gegen die übrige Altstadt streng abgegrenzt; alle Waren, für die das „Angeld“, d. h. der Zoll, bezahlt werden mußte, wurden da eingelagert. Die deutsche Kaufmannschaft sah also recht im Herzen von Prag, und nicht weit davon befand sich der älteste Ghetto in dem Bezirk, der später die „Josesstadt“ getauft worden ist. Die „Altmensschule“ neben dem zierlichen Rathaus aus joesefinischer Zeit, aus den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, soll in ihren unteren Teilen schon im 5. Jahrhundert bestanden haben, also lange, ehe es ein christliches Gotteshaus gab. Dann wölbten sie die besten Architekten jener Zeit, Meister Matthias von Arras und Peter Parler von Schwäbisch-Gmünd, und zogen, um das Kreuzbild am Gewölbe zu vermeiden, in jede Kappe noch eine fünfte Rippe ein.

Eben diese Meister waren vor Karl IV. beauftragt worden, den Beitedom auf der Königsburg droben, im Hofe des Gradschin, zu erbauen, und sie haben einen Chor und seitlich am Querschiff einen Glockenturm aufgerichtet, den Torso einer gotischen Kathedrale, der alle Ausbauforschung des 19. Jahrhunderts, die noch heute fortgesetzt werden, verhöhnt. Den Ghetto aufmachen konnte damals kein König, auch der mächtigste nicht, wollte er es nicht mit der Kirche verderben. Die schauerliche Enge des Gettos erkennt man an dem Judenfriedhof, der eher wie ein Trümmerplatz aussieht mit seinen durcheinander- und übereinanderliegenden, verwitterten und zerbrochenen Grabsteinen. In drei Schichten übereinander mußten im Laufe der Jahrhunderte die Prager Juden ihre Verstorbene beerdigen, sonst war kein Platz. Im Tode noch wurden sie gedrängt und zusammengequetscht. Und doch genoß diese Judengemeinde größeres Ansehen als irgendwo sonst, denn der König überließ ihr seine Banmeister zum Neubau ihrer Schule. Später, im 16. Jahrhundert, zog Kaiser Rudolf II. ihren weisen Rabbi Löb zu astrologischen Beobachtungen mit seinem eigenen Hofastrologen Tycho de Brahe an seinen Hof, und abermals hundert Jahre später wurde der Judentum für ihre hervorragende Tapferkeit bei der Verteidigung Prags gegen die Schweden von Kaiser Ferdinand III. eine Fahne verliehen, die noch heute die Synagoge ziert.

Der Monarch aber, der die Juden schützte, war auch sonst ein ausgeklärter und weisheitsvoller Mann. Er hat nach dem Muster der



Man hält sich auf über die Unsitte, aber man scheut sich nicht, sich anzusehen nach der Pariser Dirnenmode.

Vernhard Walther.

Dem Faultier ist nicht zu helfen.

Von Manfred Kyber.

Das Faultier hing an einem Ast und huselte vor sich hin.

„A—i“, sagte das Faultier und seufzte. Es seufzte herzbeweglich. Seufzen hielt es für schlafbefördernd.

Unten am Stamm des Baumes saß ein kleines Vinseläffchen und las in einem Buch. Das Buch war auf Banurinde geschrieben und in Lianengeflecht gebunden. Den Entwurf dazu hatte eine Giftpflanze gezeichnet — eigenbeinig. Darum war der Einband giftgrün geworden. Das Buch hieß: „Wie werde ich energisch?“ Solches hatte das Aeffchen sehr nötig. Denn die Vinseläffchen sind zarte und schüchtern Beschöpfe.

Das Faultier seufzte herzbeweglich. „Was fehlt Ihnen eigentlich?“ fragte das Aeffchen teilnehmend und gackte nach oben. „Ihnen nicht wohl?“

„A—i“, sagte das Faultier und seufzte. „Sie sind gewiß krank.“ sagte das Aeffchen und kletterte hilfsbereit nach oben.

Das Faultier rührt sich nicht. „Ich bin hungrig.“ sagte es und seufzte. „Aber nicht über Ihnen hängen ja die schönsten Früchte und Blätter.“ sagte das Aeffchen erstaunt.

Das Faultier blinzelte nach oben. „Ich bin zu faul.“ sagte es und seufzte.

„Sie müssen das Buch lesen.“ „Wie werde ich energisch?“ sagte das Aeffchen und zeigte auf den giftgrünen Einband. „Eine Tante von mir hat das Buch gelesen und ist so energisch geworden, daß kein Affe mehr mit ihr leben kann. Meine Tante fresscht die Zähne und schmeißt mit Steinen. So energisch ist sie geworden.“

„Doch ich ein Buch lese, ist vollständig ausgeschlossen.“ sagte das Faultier.

„Na, was machen wir denn da?“ sagte das Aeffchen ratlos. „Sie können doch nicht einfach verhungern vor den reifen Früchten.“

„A—i“, sagte das Faultier und seufzte.

Das Vinseläffchen hatte ein sehr weiches Herz. Es konnte das Seufzen nicht mehr anhören. Es nahm ein Bündel Blätter und stopfte es dem Faultier ins Maul. Das Faultier kaute schwer und mühsam, mit geschlossenen Augen. Das Aeffchen stopfte und half mit den Füssen nach. „So geht es aber nicht weiter“, sagte das Vinseläffchen nach dem eingestopften Mittagessen. „Sie müssen energisch werden. Ich werde Ihnen das Buch: „Wie werde ich energisch?“ vorlesen, da Sie schon zu faul sind, es selbst zu lesen. Aber Sie müssen aufmerksam zuhören.“

„Dah ich zühöre, wenn ein Buch gelesen wird, ist vollständig ausgeschlossen.“ dachte das Faultier. Es sagte das aber nicht mehr. Es war zu faul dazu.

Das Aeffchen setzte sich neben das Faultier und nahm den giftgrünen Einband zur Hand. Es las das ganze Buch mit lauter Stimme von Anfang bis Ende.

„Sind Sie nun energisch geworden?“ fragte das Aeffchen und sah das Faultier erwartungsvoll an.

Das Faultier rührte sich nicht, es war eingeschlafen.

Da nahm das zarte Vinseläffchen das Buch: „Wie werde ich energisch?“ und warf es dem Faultier während an den Kopf. So energisch war es geworden — beinahe wie seine Tante, die mit Steinen schmiß und die Zähne fletschte.

„A—i“, sagte das Faultier und seufzte.

Man sagt, daß die Faultiere aussterben. Das glaube ich nicht.

Wenn sie aber wirklich aussterben, so wird ihre Art doch immer in manchen Menschen erhalten bleiben.

Allerlei.

Die Gewalt der Meereswogen. Festlandbewohner, die im allgemeinen die See überhaupt nicht oder allenfalls für kurze Zeit im Sommer zu sehen bekommen, wenn sie herrlich im Sonnenglast schimmert und nur sanfte Trümmerschwärme schaukeln, haben im allgemeinen keine rechte Vorstellung von der unbegreiflichen Gewalt, die in der stürmgepeitschten Woge gebunden ist. Und doch müßte sie schon die Tatsache festhin machen, daß alljährlich in den Herbst- und Wintermonaten bald aus dem einen, bald dem anderen Küstenort Nachrichten über die Zertrümmerung von Kaimauern, Badeanstalten oder von Deichbrücken kommen. Freilich handelt es sich hierbei meistens um große, weitausgedehnte Objekte, die dem Anprall der Wellen umfangreiche Flächen entgegensetzen, sodah ihre Stärke nicht so eindringlich zum Bewußtsein kommt als da, wo sie Gegenstände von geringem Inhalt, aber hohem Gewicht transportieren oder zertrümmern. Um einige Angaben zu machen: Von der Ankenmole bei Genua wurden vor einigen Jahren von bis zu 7 Metern hohe Sturmwogen Betonköpfe im Gewichte um 40 Tonnen herum losgerissen, durcheinandergewirbelt und bis zu 50 Meter weit fortgeschleudert! Das bedeutet also, auf bekannte Energiemaße umgerechnet, die Kraft der Welle, die den Bod von 40.000 Kilogramm 50 Meter weit schleuderte, entsprach der Arbeitsenergie von rund 26.000 Pferdekraften zu je 75 Meterkilogramm, wenn man die übliche Pferdekrafteinheit (PS), die 75 Kilogramm in einer Sekunde um ein Meter hebt oder verschiebt, zugrunde legt! Nicht berücksichtigt aber ist in dieser Umrechnung die ungeheure Kraft, die notwendig war, um den Bod aus seiner festen Vermauerung erst einmal loszureißen. Auf den Schelland-Inseln warfen die Meereswogen Mauerstücke von 13.000 Kilogramm Gewicht 120 Meter weit in das Land hinein, wo sie in einer Höhe von rund 20 Metern über dem normalen Meeresniveau stecken blieben.

Gedanken-Splitter.

Ferdinand Lassalle.

Wenn in einer Gesellschaft eine siegreiche Revolution eingetreten ist, so dauert zwar das Privatrecht fort, aber alle Gesetze des öffentlichen Rechtes liegen am Boden oder haben nur provisorische Bedeutung und sind neu zu machen. (Ueber Verfassungswesen.)

Wo die geschriebene Verfassung nicht der wirklichen entspricht, da findet ein Konflikt statt, dem nicht zu helfen ist und bei dem unbedingt auf die Dauer die geschriebene Verfassung, das bloße Blatt Papier, der wirklichen Verfassung, den tatsächlich im Lande bestehenden Machtverhältnissen, erliegen muß. (Ueber Verfassungswesen.)

Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgehen braucht, weil sie auf eigene Notwendigkeit gegründet sind.

(Hochverratsprozeß Berlin, 12. März 1864.)

Heiteres.

Eheleute. Emil besah seine Gattin und sagte: „Einstmals besahest du die Eitelkeit einer stolzen Frauin, jene berechnigte, ja notwendige Eitelkeit, die Schönheit schafft, — jetzt hingegen —!“

„Einstmals sprichst du mit einer ohrenberaubenden Stimme, eine Hörenwürdigkeit, — wie eine Nachtigall, — jetzt hingegen —!“

„Einstmals warst du wohlwiegend anzuschauen, lieblich wie der lieblichste Koffri, jetzt hingegen —!“

Die Gattin aber entgegnete sofort: „Du hast, sofern der Schein nicht trügt, einen Vogel —!“

„Ja,“ sagte Emil mit einer bezeichnenden Handbewegung, „einen gerupften.“

Das Räfel. In einer Knabenschule gibt der Lehrer folgendes Räfel auf:

Vereint soll's jedes Mädchen haben,
Getrennt soll's fehlen keinem Knaben!

Am nächsten Tage hofft der Lehrer, daß wenigstens einer der Bubens die richtige Lösung: „Anmut — an Mut“ erraten habe. Weit gefehlt! Die Knaben, die schon in der Volksschule mit der Zeit und der Mode Schritt halten, hatten sich eine ganz andere Lösung zurechtgelegt, und als der Lehrer fragte, konnte ihm die selbstsichere Antwort entgegen: „Die Hemdböse!“

Eine angenehme Ueberraschung. „Zu dämlich“, klagt neulich der Besitzer eines Warenhauses, „ist doch der Kommiss, den wir jetzt eingestellt haben. Da bekommt er gestern drei Plakate mit der Aufschrift „Bitte, nicht benutzen“, die er in der Möbelabteilung auf die neuen Klubsessel legen soll. Heute gehe ich durch den zweiten Stock, nachsehen, ob er sie hingelegt hat. Nawohl, hingelegt hat er sie — aber wo? In der Haushaltabteilung, auf die Zimmerklosetts!“

Räfel-Ecke.

Pyramidenräfel.



Diese Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagrechten Reihen ergeben: Vokal und Konsonant, Fluß in Italien, Stadt in Bayern, Teil des menschlichen Körpers, Bergspitze, Pflanze.

Inhaltreiche Worte.

Taugenitz, Mitrowitz, Würfelzucker, Osterhase, Arsenik, Milan, Schnellzug, Niederstrauch, Venaroz, Winkel, Heinrich, Goldammer. Vorstehende Worte enthalten ein beachtenswertes Zitat des alten griechischen Schriftstellers Sophokles. Die zur Wortbildung benötigten Silben sind den Wörtern ohne Aenderung der Reihenfolge und ohne Rücksicht auf Silbentrennung zu entnehmen.

Auflösungen der Räfel aus der vorigen Nummer:

Diamanträfel: m, Mai, Birne, Persien, Marzelle, Kreisel, Palma, Eis, e.